

Dritte Deutschland-Reise

Im Zuge zwischen Lindau und München, 19. Mai 1918.

Die dem französischen Kriegsministerium schon letztes Jahr zugesagte kurze Reise zu französischen Kriegsgefangenen in Bayern ist endlich möglich geworden.

Der Zug fährt zwischen Lindau und München lange Zeit durch ein Gelände, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Emmental hat, wenigstens in dem Sinn, dass es fast ganz auf Milchwirtschaft eingestellt ist. Hier im Allgäu sind die meisten Käsereien des Bayernlandes, hier ist, in Biessenhofen, die Tochterunternehmung der Siederei Stalden, die Alpursa.

Auf vielen Matten ist man an einem frühen Heuet. Es ist unsicheres Wetter — und da sehe ich zum erstenmal die Verwendung jener kleinen Holzgerüste, die man Heinzen nennt, auf welchen das Gras, ohne dass es den Boden berührt, ganz an der Luft dürr wird. Eine in Zeiten regnerischen Heuets gewiss vorteilhafte Sache, welche nur den Nachteil hat, dass das Aufstellen und Wegnehmen der Heinzen ziemlich viel Zeit in Anspruch nimmt, und dass es ordentlich Platz braucht, um sie zu Hause unterzubringen.

Dass es Krieg ist, merkt man daran, dass auf den Matten fast nur Frauen, Kinder und ältere Männer an der Arbeit sind. — Es ist nun schon der vierte Kriegsheuets. In mancher Familie wird der Hausvater, der Sohn, der Bruder an keinem mehr dabei sein.

Ein sinkender Königsthron

München, 30. Mai 1918.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass der Tag meiner Ankunft mit dem grossen katholischen Kirchenfest der „Fronleichnam“ zusam-

mentreffe. So finde ich alle Regierungsbureaus geschlossen. Auf dem Wege durch die Stadt treffe ich mit dem grossen Prozessionszuge zusammen, in dem alles, was in Kirche und Staat obenan ist, mitgeht: der greise König, der Erzbischof, Minister, Generäle.

N. B. Es war die letzte solche Prozession, über der noch der Glanz des Königstums schimmerte. Noch vor Jahresende war der König Privatmann geworden, war der Königsthron umgestürzt. Das Unerwartete dabei war das, dass es nur eines ganz leichten, ohne alle Mühe vor sich gehenden Stosses bedurfte, um alles das zum Zusammenfallen zu bringen, was seit bald einem Jahrtausend bestanden hatte, und dem man fast Ewigkeitsdauer hätte zumessen können. Ein aufständisch gewordenes Rekrutenbataillon und etwas Zuzug von Zivilleuten genügten, um in der grossen Königsstadt die Revolution durchzuführen. Etwas von ernsterem Widerstand war nicht zu spüren. Im Volksmund hiess es dann: Während Jahrhunderten sei von den stattlichen Gestalten der Schlosswache-Hartschiere das Schloss und der jeweilige Fürst gehütet worden, ohne dass irgend eine Bedrohung vorgelegen sei. Als diese dann schliesslich doch eingetreten sei, im November 1918, und endlich Gelegenheit da gewesen wäre, von den Waffen Gebrauch zu machen und den König zu schützen, da hätten die Schildwachen, die Hüter des Thrones, mit Beschleunigung die Hallebarten abgelegt und den Männern des neuen Regime sei ohne weiteres freie Bahn gegeben worden. —

Vier Jahre von Entbehrungen aller Art, von immer wieder neuen angreifenden Erlebnissen, können eben auch vorher ziemlich solide königstreue Gesinnung zum Zermürben bringen, so dass man dann den Dingen einfach ihren Lauf lässt.

Siegesbotschaften, aber kein Siegesjubiläum!

Gegen Mittag dieses 30. Mai erschien dann noch neuer Flaggenschmuck in der Stadt. Der galt dem eben bekanntgewordenen Sieg der Deutschen bei Soissons. An allen Anschlagssäulen waren die Siegesbulletins angeschlagen. Gleichzeitig mit mir blieb ein kriegsinvalider Major vor einer Säule stehen und las den Siegesbericht. — Eine Träne sah ich bei ihm herunterfallen. — War es eine Freudenträne, oder galt sie dem Schmerz, nicht mehr an

der Front seinen Mann stehen zu können, oder vielleicht den vielen Opfern, die auch ein Sieg, oft gerade ein Sieg, mit sich bringt, Opfer, die vielleicht doch nicht den Endsieg garantieren? Sein bekümmelter Blick beim mühsamen Weiterschreiten liess fast nicht auf eine Freudenträne schliessen.

Auch bei allen andern, die ich beim Lesen dieses Siegesbulletins beobachtete, war nicht gerade viel von überwallendem Siegesjubiläum zu bemerken. Man hatte schon so oft geflaggt ob Siegesnachrichten, und die Dinge waren doch zu Hause immer schlimmer geworden!

Eine einfache Frau, die einen Augenblick auf einer Bank sich ausruhte, mit der ich ins Gespräch kam, sagte mit einem Seufzer: „Schwere Zeiten, aber das schwerste sind nicht einmal die Essensangelegenheiten, obwohl das einer Hausmutter genug zu sorgen gibt, aber die Erziehungsschwierigkeiten, welche der Krieg mit sich bringt. Gerade in der Zeit, wo die Buben den Vater am meisten nötig hätten, ist er immer weg. Und ich muss auch viel von zu Hause weg sein, wegen des Verdienstes. Wenn nur die Kinder darob nicht zu sehr zu Schaden kommen; das ist mein grösstes Anliegen.“

München, 31. Mai 1918.

Im evangelischen Hospiz „Baslerhof“, wo ich mein Quartier habe, wohnte ich gerne der Morgenandacht bei. Man bekommt dabei fast immer etwas auf den Weg, das man brauchen kann. Es war da die Rede vom Kämmerer aus dem Mohrenland, „der fröhlich seine Strasse zog“, trotzdem der, welcher ihm zur grossen innern Bereicherung einen Augenblick zur Seite getreten war, nun nicht mehr mit ihm weiter ging — aber das ihm geschenkte Licht leuchtete nun ermutigend auf den weitem Weg. Die Andacht schloss mit der Bitte: „Gib uns Ueberwindung der Feinde, dass endlich der ersehnte Friede komme. Verdient haben wir ihn zwar nicht; denn auch auf uns lastet schwere Schuld.“

Einen Teil des Vormittags gab es auf dem schweizerischen Konsulat zu tun, respektive zu warten. In dieser Wartezeit nahm ich ein Werk des grossen Astronomen Flammarion, das auf dem Tische lag, zur Hand, welches in gut verständlicher Weise in die Unendlichkeit der Welten hineinführt. Solche Lektüre kann ganz gut tun und dazu helfen, dass manches, was im kleinen eigenen

Dasein einem etwas zu schaffen macht, sich zu den richtigen Dimensionen reduziert.

Zum erstenmal während meiner Deutschland-Kriegsreisen musste ich mich hier um die Karten für Milch, Butter, Brot, Fleisch, Eier etc. selber bemühen. Das war etwas zeitraubend, aber es ist doch für mich nur etwas Einmaliges. Da dauern mich die deutschen Hausfrauen, die immer wieder nach diesen Karten ausgehen müssen und für die es dann noch gar nicht sicher ist, ob sie die ihnen zugesprochenen bescheidenen Rationen überhaupt erhalten werden, während das bei uns in der Schweiz doch noch möglich ist. Ich hörte zwar auf dem Kartenamt eine Frau halblaut sagen: „Butter ist noch genug da; man muss sie nur zu bekommen wissen“ — und sie sah darnach aus, als sei sie dazu schon imstande. Aber nicht alle verfügen über die nötige Rücksichtslosigkeit und die weiter nötigen Silberstücke oder Banknoten.

Lob weiblicher städtischer Beamtinnen

München, 1. Juni 1918.

Bayern genießt für militärische Angelegenheiten eine gewisse Selbständigkeit im Reich, braucht nicht für alles auf Berlin abzustellen — und man markiert das manchmal gerne mit ziemlicher Deutlichkeit. Davon bekam ich etwas zu merken, als ich hier auf dem bayrischen Kriegsministerium vorsprach und dort in harmloser Weise etwas von gewissen mir vom preussischen Kriegsministerium gewährten Erleichterungen und vom Interesse des Kaisers für Kriegsgefangenen-Angelegenheiten erwähnte. — Da wurde vom bayrischen Major v. F., der mich empfing, in ziemlich massiver Weise zu verstehen gegeben: Was in Berlin gelte, gelte noch nicht ohne weiteres in Bayern.

Wesentlich weniger bayrisch urwüchsig klang es dann beim Stabschef des stellvertretenden Generalkommandos, mit dem auch noch zu verhandeln war. Der ist zwar, so viel ich weiss, auch Bayer, aber von höherem Rang, Generalmajor. Durch ihn wurde mir die nun schon bei Deutschen, Franzosen, Engländern gemachte Erfahrung bestätigt, dass je höher man hinauf kommt, desto korrekter, ja gentlemanmässiger im ganzen die Aufnahme ist, die man findet — und dass mit einem General der amtliche, dienstliche

und auch persönliche, private Verkehr oft noch leichter und förderlicher ist, als mit dem Offizier auf den untern Rangstufen.

Auf dem städtischen Lebensmittelkartenbureau, wo ich noch einmal zu tun hatte, warten nun weibliche Beamte ihres Amtes — und ich kann nur rühmen, mit wie viel gesundem Menschenverstand, Anpassungsfähigkeit und freundlicher Bereitwilligkeit sie meinen etwas speziellen Fall rasch und in freundlicher Weise erledigten.

Von all diesen guten, nützlichen Eigenschaften fand ich bei ihnen fast mehr, als bei den Herren auf der Polizeidirektion, wo es wegen eines kleinen Formfehlers in meinem Diplomatenpass einige Anstände gab und ich mich dreinfinden musste, dass man, wie bei andern Ausländern, vom Zeigfinger der rechten Hand den üblichen Abdruck nahm und diesen dann irgendwo im Erkennungsdienst klassifizierte. — Beim Weggehen aus dieser Spezialabteilung hatte ich ein etwas eigenes Gefühl und betrachtete mich fast selber mit einigem Verdacht, obwohl ich ja schon wusste, dass in gegenwärtiger Zeit auch verhältnismässig rechte Leute sich solchen Anforderungen unterziehen müssen.

Von hoher Stelle ist dann übrigens gleich darauf die Erklärung gekommen, ich sei aufs beste ausgewiesen und diese Massregel hätte unterbleiben sollen.

Unter gefangenen französischen Offizieren

Ingolstadt, 2. Juni 1918.

Diese Ortschaft hat im Laufe der Jahrhunderte in bewegten Kriegszeiten schon mancherlei Merkwürdiges innerhalb und auch ausserhalb ihrer Mauern gesehen. Das Neueste ist, dass von Zeit zu Zeit gefangene französische Offiziere hier durchgeführt werden, um in das Fort Prinz Karl, das zu den Aussenbefestigungen gehört, verbracht zu werden.

Diesem Offizierslager galt mein heutiger Besuch. Da das Morgenessen sehr knapp gewesen und auf ein Mittagessen nicht zu rechnen war, wollte ich mich noch vor dem Eintritt in das alte Fort mit Kaffee, Brot und Käse beköstigen. Und, als ich an einer Wirtschaft auf dem Schild den anziehenden und nicht ganz gewöhnlichen Namen: „Zu den Jüngern von Emmaus“ las, kehrte ich dort ein.

Das Essen war recht. Aber der Wirt entsprach in der aus-

gesprochenen Versoffenheit seines Aussehens nicht gerade den Erwartungen, die der schöne Herbergsname hätte erwecken können. Der wirkliche, einstige Herbergsvater von Emmaus wird gewiss anders ausgesehen haben.

Beim Vorbeikommen an einer katholischen Kirche blieb ich einen Augenblick stehen und hörte gerade einige gute Predigtworte über Gemeinschaft mit Jesus und Gemeinschaft mit den Menschen.

Dann noch eine Begegnung besonderer Art. In der Nähe des Forts stiess ich mit einer kleinen Abteilung deutscher Soldaten zusammen, die in ihrer Mitte einen französischen Hauptmann hatte. Das war ein „Ausbrecher“, ein Flüchtling, der von seinem zweiten Fluchtversuch zurückgebracht wurde. Er sei nur noch zehn Meter von der Schweizergrenze entfernt gewesen, als er von einer deutschen Patrouille noch gefasst wurde.

Im übrigen sei er von den deutschen Dienstinstanzen anlässlich dieser beiden Fluchtunternehmungen sehr anständig behandelt worden. Seine Familie wohnt in Paris, und da ich wohl bald dorthin kommen werde, verspreche ich ihm, seinen Leuten mündlich Bericht zu bringen über die letzten recht bewegten Wochen seiner Gefangenschaft.

Ueber die Unterkunftsverhältnisse im Fort Prinz Karl war mir auf dem Kriegsministerium in Paris ernste Klage geführt worden. Was ich nun hier hörte und selber sah, bestätigte das weitgehend.

Eine Festung aus jeder Zeitepoche, vor allem aus frühern Zeiten, kann eigentlich gar nicht eine dienliche, gesundheitlich einwandfreie Stätte für längere Bewohnung sein.

Das merkt man auch hier wieder, und ich konnte ohne weiteres begreifen, dass die Insassen gerade über ihre Unterkunft viel zu klagen haben. In diesen Kasematten, halb unterirdischen Räumen, mit sehr reduziertem Zutritt von Licht und Luft, ist in der Tat nicht gut hausen, besonders noch bei der knapp zugemessenen Beleuchtung und Beheizung. Gegenüber den zuständigen militärischen deutschen Instanzen werde ich diese Klagen über die Unterkunft als durchaus begründet erklären und um Abhilfe ersuchen. — Es wurden dann aus dem Kreise der gefangenen Offiziere noch viele Privatklagen und Privatwünsche laut.

Kurz vor meinem Kommen war ein französischer, protestantischer Gottesdienst abgehalten worden. Unter den Gefangenen ist ein

junger französischer Pfarrer, welcher seinen protestantischen Kameraden Sonntag für Sonntag auf diese Weise zu dienen sucht. — Gottesdienstraum ist ein unterirdisches Gemach, das fast wie die Krypta (unterirdische Kapelle) einer katholischen Kirche aussieht, jedenfalls auch der ungewöhnlichen Lage nach. — Ein Harmonium steht da, das von einem der protestantischen gefangenen Offiziere gespielt wird. Es wird mir eine Freude sein, dem gegenwärtig als Pfarrer und Professor in Lausanne tätigen, sehr geschätzten Vater des jungen Geistlichen, namens Westphal, von der so wichtigen Aufgabe zu erzählen, die da sein Sohn an einer ungewöhnlichen Gemeinde versieht.

Flieger-Gefangenenlager an weltgeschichtlicher Stätte

Lechfeld, 3. Juni 1918.

Auf dieser weiten Ebene, welche so viel Raum für Reiterkämpfe bietet, haben einst die von Osten heranstürmenden, berittenen Raubscharen der Ungarn den Widerstand der Deutschen, unter Kaiser Otto I, gefunden, einen so scharfen Widerstand, dass wohl nur ganz wenige von ihnen den Rückweg in die ferne Heimat fanden.

Im gegenwärtigen Kriege ist zwar hier nicht gekämpft worden, aber gefangene Kämpfer, meistens französische Unteroffiziere, sind hier in einem Lager untergebracht worden.

Es sind darunter ziemlich viele Flieger, Vertreter einer Waffe, von der man zur Zeit der Ungarnkämpfe noch nichts ahnen konnte. Die Kämpfe auf fester Erde gaben damals schon genug zu tun.

Das Lechfeldlager gehört zu denen, in welchen nicht gearbeitet wird.

Zum Teil sind hier höhere Unteroffiziere, die nicht zu arbeiten brauchen. Dann beherbergt das Lager auch solche Unteroffiziere, die arbeitsfähig wären, die aber nicht arbeiten wollen, und die nun zur Strafe hierhergekommen sind.

Wo nicht gearbeitet wird, auch wenn man könnte, da ist meistens die Gemütsverfassung der Leute keine besonders gute, da wird meistens viel geklagt. So ist es auch in diesem Lager. Es kommen Klagen von beiden Seiten. Von den Deutschen über die Unbotmässigkeit der Gefangenen. Von diesen über unendlich vieles, das

ihnen hier fehle, oder das man gegen sie verfehle, ihnen zu leid tue.

Es ist mir vom französischen Lagerältesten eine lange Liste von 18 Klagepunkten, die er ohne viel Besinnen rasch beieinander hatte, übergeben worden.

Am meisten begründet kommt mir vor die Klage über mangelhafte Unterkunft. Auf einen Gefangenen kommt nur 1,50 m² Bodenfläche. Das wäre, wie wenn man in einem ganz kleinen Zimmer unserer üblichen Wohnungen 8—10 Personen für Tag und Nacht unterbrächte. Sonst sind die Unterkunftsverhältnisse in den deutschen Barackenlagern für Kriegsgefangene ja im ganzen recht ordentliche, vielleicht durchschnittlich eher bessere als in Frankreich. Aber hier ist fast ein Gegenstück zum schlimmsten Lager, das ich in Frankreich gesehen, zu dem von La Rochelle. Hier möchte ich nicht gefangen sein, aber auch nicht Hüter der Gefangenen. Die einzige Beschäftigung derselben, vor allem der Flieger, ist wohl, über Fluchtversuche nachzustudieren und dieselben vorzubereiten.

Auf dem Rückweg zur weit entlegenen Bahnstation habe ich noch zwei kleine Gefangenengruppen auf landwirtschaftlichen Betrieben getroffen.

Bei der ersten Gruppe wurde viel geklagt, vor allem über das Essen; sie hätten fast nichts anderes, als Kartoffeln. „8 jours nous sommes assez gais; 15 jours tout à fait déprimés.“ (Während einer Woche sind wir ordentlich hellauf, dann während zwei Wochen wieder ganz unten im Gemüt.)

Bei der zweiten Gruppe wusste man nur zu rühmen: „Gute Unterkunft, sogar elektrisches Licht (was sie allem nach zu Hause nicht haben), gutes Essen, viermal Fleisch in der Woche, freundliche Behandlung durch die Familie des Gutsbesitzers.“

Aus den Aussagen der ersten Gruppe wird dann jedenfalls in Frankreich aufs neue geschlossen werden: „Die französischen Kriegsgefangenen werden in Deutschland schlecht behandelt.“ — Ueber die Aussagen der zweiten Gruppe wird voraussichtlich im ganzen geschwiegen werden. Sie werden jedenfalls nicht an die Öffentlichkeit gelangen. Ganz genau so wird es ja auch in Deutschland gehalten betreffend das Ungute und das Gute, das über französische Kriegsgefangenenbehandlung zu sagen ist.

Französische Gefangene bei deutschen Landwirten sind meist gut daran

Starnberg, 4. Juni 1918.

Einem weitem Exempel von guter Behandlung bin ich heute vormittag hier begegnet. Da sind auf einem Gutshof zwei gefangene Franzosen. Ihre Unterkunft haben sie in einem netten, saubern Zimmer eines Nebengebäudes des Herrenhauses. Sie erzählen mir von ihren Verhältnissen in der Heimat, von Beruf und Familie.

Der eine, aus einer Pariser Vorstadt, weist auf das Bild seiner hübschen Frau, das er über dem Bett aufgehängt hat und spricht von ihr mit Freude und Stolz.

Sie rühmen die gute Verpflegung und die nette Art, wie der Gutsherr mit ihnen verkehrt.

Eigentliche Ueberwachung ist keine da; einmal im Tag müssen sie sich bei der Ortsbehörde melden.

Weglaufen werden sie kaum. Sie sind ja in gewissem Sinn besser dran, als wenn sie im Schützengraben wären, und der eine hat wohl auch zu Hause keinen so gut gedeckten Tisch und keine so schöne Stube, wie hier.

N. B. Wenn also die Gefangenschaft als solche für die beiden sehr erträglich war, so sollte das lange Fernsein von der Familie für den einen dann doch sehr ernste Folgen haben, wovon leider noch wird zu reden sein. —

Ich wäre gern noch zum Starnbergersee hinuntergestiegen und seinen Ufern nachgegangen. Dieser See hat ja im romantisch-tragischen Leben und dann durch das selbstgewählte Sterben des Bayern-Königs Ludwig eine besondere Bedeutung erlangt. Aber für solche Privatsachen war jetzt keine Zeit da.

Allach, Unter-Menzing, 4. Juni 1918.

An einer landwirtschaftlichen Arbeitsstätte zwei korsikanische Unteroffiziere, ein Brüderpaar, getroffen, die, als ich ihnen von ihrer schönen Inselheimat erzählen kann, von meinem Besuch dort vor 11½ Jahren, so erfreut sind, dass sie mich zu einem Mahle nach korsikanischer Art einladen und mir Schafkäse, korsikanische Wurst, Oliven, Kastanien und noch anderes aufstellen, was alles in reichlicher Sendung eben von Korsika angelangt war.

Wie man auch im Kuhstall etwas vom Kriege merkt

Auf einem mittelgrossen Bauerngut traf ich unerwarteterweise auch noch einen Gefangenen, einen Südfranzosen. Er war gerade daran, ein etwas spätes „Zvieri“ einzunehmen. Vor sich hatte er einen Bierhumpen von einer bei ihm zu Hause unbekannten Grösse, dazu Brot und Käse; daneben lag auf dem Tisch ein „Buschi“ von 6—8 Monaten, dessen Behütung der Franzose mit freundlichem Zuspruch als Nebenbeschäftigung besorgte, während die Mutter, die Bäuerin, im Stalle ihrer Arbeit oblag.

Was ich dann dort im Kuhstalle erblickte, trug deutlich die Merkmale des Krieges. Einen so schlimm aussehenden, abgemagerten Viehstand hatte ich noch nie gesehen, jedenfalls in keinem Emmentaler Stall. Das liegt hier wohl nicht an ungenügender Fütterung (es ist genug Gras da), aber an ungenügender, unrichtiger Besorgung durch Leute, die das nicht recht verstehen, die vor allem im Melken nicht bewandert sind. Es ist eben schon das vierte Jahr des fast beständigen Fehlens kundiger Hände auf diesem Bauernwesen. Der Bauer und der Knecht kommen etwa alle sechs Monate für ein paar Tage nach Hause, aber, was sie da ausrichten können, ist so gut wie nichts.

Bei der Hausfrau und andern Leuten in diesem Dorfe ist denn auch eine grosse Kriegsmüdigkeit wahrnehmbar. Man bekommt den Eindruck, die ziehen nun bald ein Kriegsende mit Schrecken diesem langen nun fast vierjährigen Schrecken ohne Ende vor.

Rorschach, 5. Juni 1918.

Beim Verlassen des deutschen Gebiets in Lindau war es wieder sehr deutlich spürbar, dass man im Zeichen des Krieges steht. Diesmal freilich mehr für andere, als für mich. Alle Mitreisenden, welche die Schweiz als Reiseziel hatten, wurden bei der Grenzkontrolle zunächst zurückgehalten und ich war der einzige Glückliche, dem, auf ein Telegramm von Berlin, sich der Durchgang zum bereitstehenden Bodenseedampfer gleich auftat — und als einziger Passagier des Schiffes gelangte ich hier wieder auf heimatlichen Boden, der einem jetzt noch mehr bedeutet, als in gewöhnlichen Zeiten.
